

Andreas Hepp, Friedrich Krotz, Tanja Thomas (Hrsg.) Schlüsselwerke der Cultural Studies

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, 339 S., ISBN 978-3-531-15221-9, € 34,90

Es sind zwei Aspekte, die an diesem durchaus handhabbaren und nützlichen Sammelband zu den ‚Schlüsselwerken‘ der *Cultural Studies* auffallen: (a.) die Signifikanz dieser ‚Schule‘ für die Unzulänglichkeit monokausal positivistisch-empiristischer Methoden innerhalb der Kommunikationswissenschaft und (b.) die Problematik jedes zu naiven ‚interventionistischen‘ Wissenschaftsverständnisses. Neben den Einzelportraits der wichtigsten Vertreter des Ansatzes, gegliedert in einen kurzen Abriss der Biographie und der Publikationstätigkeit, einer exemplarischen Darstellung eines oder mehrerer Schlüsselwerke und der Rezeption bzw. der Forschungsperspektive, wird der Band um einige Portraits so heterogener ‚Ahnherren‘ wie Roland Barthes, Pierre Bourdieu, Antonio Gramsci und Michel Foucault ergänzt, deren besondere ‚Lesart‘ durch Autoren wie Stuart Hall selbst wieder den Ansatz charakterisiert.

Zunächst einmal sind die Herausgeber um eine Charakterisierung dieser theoretischen Gruppierung bemüht, die, wiewohl im Kern um das an der Universität von Birmingham von Stuart Hall 1966-1979 aufgebaute und später geleitete ‚Centre for Contemporary Cultural Studies‘ (CCCS) angelegt, weit über den angelsächsischen Raum hinaus äußerst einflussreich wurde. Für Andreas Hepp, Friedrich Klotz und Tanja Thomas bestimmen sechs wenngleich nicht exklusive Eigenschaften den ‚multiplen Charakter‘ (S.8) dieses offenen diskursiven Feldes: (1.) Die radikale Kontextualität, d.h. ein spezifischer „Anti-Essentialismus, der sich in dem Verständnis manifestiert, dass kein kulturelles Produkt und keine kulturelle Praxis außerhalb des essentiellen Zusammenhangs fassbar ist.“ (S.9) Es geht „um die Rolle kultureller Praktiken bei der Artikulation soziokultureller Wirklichkeit [...] unter Einbezug der verschiedenen in diesem Zusammenhang relevanten ‚Kräfte‘ und ‚Interessen‘, ohne dass eine von diesen monokausal als die ‚eigentlich

relevante' apostrophiert wird.“ (S.9) Dem entspricht (2.) ein Theorieverständnis, das als Ausgangspunkt anstelle einer Metatheorie, von der aus Erklärungen auf den Gegenstand appliziert werden, den je besonderen Kontext setzt, aus dem sich die weiteren Methoden ableiten. Dies ist allerdings kein epistemologisches Problem allein, es ist vielmehr Voraussetzung für eine konkret-praktische politische Offenheit, welche den (3.) interventionistischen Charakter des Projekts der *Cultural Studies* kennzeichnet. Stuart Hall selbst spricht von der ‚Frage der Politik des Kulturellen oder der Kultur des Politischen‘ (S. 9). Konzidiert wird aber auch von einigen Autoren dieses Bandes eine „zunehmende Distanz“ (S. 10) zu einer ganz unmittelbaren politischen Aktion, eine Enttäuschung, in der sich der kulturelle Wandel von den siebziger Jahren bis heute spiegelt. (4.) Inter- und Transdisziplinarität ergeben sich fast zwangsläufig aus den typischen Fragestellungen eines Ansatzes, dessen „primärer Gegenstand – Kultur verstanden als ein konfliktäres Feld der Auseinandersetzung – kaum in den [...] Grenzen einer Disziplin zu fassen wäre.“ (S.10) Merkwürdig mutet allerdings die Kennzeichnung von (5.) Selbstreflexivität als besonderes Kennzeichen der *Cultural Studies* an, denn hier würde diese „explizit und kontinuierlich in der wissenschaftlichen Schreibpraxis vollzogen“ und damit mehr sein als eine „Übung für ruhige Stunden.“ (S.11) Dies mag wohl in Abgrenzung zu einer noch heute gelegentlich allzu empiristischen Kommunikationswissenschaft gelten, wiewohl dies auch hier schon lange nicht mehr ‚state of the art‘ ist, dürfte aber doch für jeden ernsthaften geistes- und kulturwissenschaftlichen Ansatz eine Selbstverständlichkeit darstellen.

(Ad a.) Erst zuletzt kommen die Wissenschaftler auf jenen Punkt, der die *Cultural Studies* namentlich im deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs eigentlich auszeichnet, nämlich den (6.) Forschungsgegenstand: die Populär- und vor allem Subkulturen. Erst hier wird das eigentlich Spezifische dieses Ansatzes sichtbar, dessen Problematik der Band allerdings nur sehr eingeschränkt diskutiert, nämlich die Verbindung utopischer Hoffnungen, also der Fluchtlinie des politischen (interventionistischen) Verständnisses der eigenen Theorie, mit einer behaupteten Eigenständigkeit subkultureller Kommunikationspraxen. Diese gehen eben weder in schlichten Modellen à la Lasswell oder in orthodox marxistischer Ideologiekritik auf. Die gelegentlich erstaunlichen Charakterisierungen einzelner Autoren der *Cultural Studies* als Überwinder eines naiven Positivismus ist nur vor dem Hintergrund einer sozial- und kommunikationswissenschaftlichen Praxis zu verstehen, die sich bestenfalls als utilitaristisches ‚political engineering‘ verstand und weitgehend unbeeindruckt in Opposition zu den epistemologischen Debatten der Kultur- und Geisteswissenschaften blieb. Der Blick ins Populäre war allerdings größtenteils deren Terrain einer rein deskriptiven Kommunikationswissenschaft, denn die politisch-engagierten Debatten zwischen kritischer Theorie und *Posthistoire* wurden eher in den Schwindel erregenden Höhen der Hochkultur ausgetragen. Auch die *Cultural Studies* nahmen Subkulturen ernst, so ernst allerdings, dass sie diese als symbolische Kommunikation nicht einfach

auf einen Effekt der Massenkommunikation reduzierten, sondern ihnen qualitative Analysen und positive Aufmerksamkeit widmeten, die bis dahin allein den Artefakten und Zeichensystemen der ‚hehren Hochkultur‘ vorbehalten war. Die historische Bedeutung der *Cultural Studies* liegt also auch in einer methodischen Öffnung für die Medien- und Kommunikationswissenschaften, wie es in den Beiträgen dieser Publikation deutlich wird, und umgekehrt können sie auch die geistes- und kulturwissenschaftlich orientierten Medienwissenschaften nötigen, sich in die Konkretheit gesellschaftlicher Kontexte jeder Form von Medialität hineinzusetzen. Dies ist nicht zuletzt durch ihr Sujet gegeben.

(Ad b.) Allerdings zeitigt diese bis heute immer wieder erfrischende Opposition zu arrivierten Diskursen der *High Culture* auch ihre heimliche, ebenfalls im Band nur gelegentlich thematisierte, untergründige Verbindung mit dieser, nämlich über die romantische Utopie der Suche nach einem widerständigen Ort gegenüber der Allmacht des kapitalistischen Systems, der bei verschiedenen Vertretern der *Cultural Studies* häufig zu interessegeleiteten Verzerrungen führt, so wenn die Partikularität und Temporalität unterschiedlichster Jugendsubkulturen gewissermaßen mit jedem modischen Wechsel als neuer Fluchort des Widerstandes entdeckt wird. Diese Perspektive, die Suche nach den Trägern der Revolution, gleicht der der Neomarxisten im Umfeld der *Frankfurter Schule* wie jener der Radikaltheoretiker der Postmoderne. Solche Fehlsichten sind allerdings mehr als ein methodologisches Problem im Binnenraum der Wissenschaft; sie gefährden vielmehr das Potenzial derselben zur kritischen Beobachtung als Voraussetzung alltäglicher politischer Praxis, wenn diese von uneinholbaren revolutionären Universalansprüchen abhängig gemacht werden. Die Autoren dieses Bandes stehen ihrem Gegenstand allzu nahe, als dass solches perspektiviert werden könnte, aber eben auch deshalb gelingt ihnen nicht nur dem Inhalt nach, sondern auch durch den verwandten Gestus ein durchaus tragfähiger Überblick auch über die Wissenschaftskultur der *Cultural Studies*.

Norbert M. Schmitz (Kiel/Wuppertal)